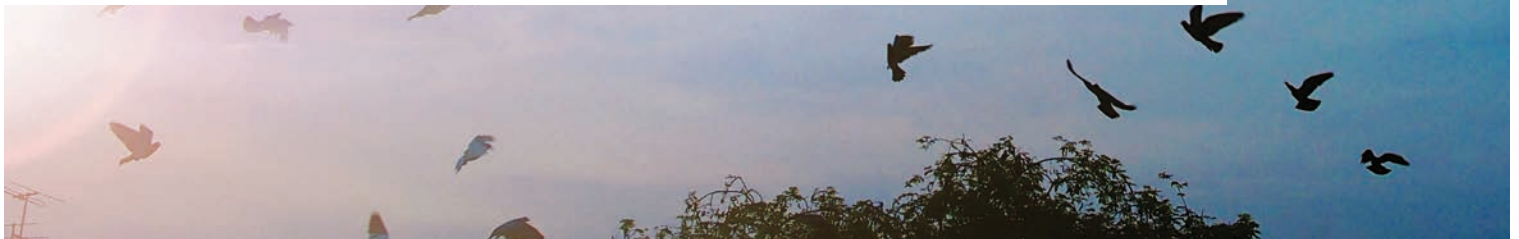




Der Freund der Vögel



**12 Kilo Körner am Tag, 365 Tage im Jahr –
und jedes geschleuderte Gramm könnte
Cem ins Gefängnis bringen.**

Es ist kurz nach Sonnenaufgang. Und somit fast zu spät für den ersten seiner Streifzüge. Cem schaut immer wieder nervös über die Schulter, er will keine Zeugen haben bei seinem Vorhaben. Der 50-Jährige zieht nicht los, um Beute zu machen: Er will geben, nicht nehmen. Dabei werden Cem und sein Hund Charly längst beobachtet. An die 60 Augenpaare haben ihn im Visier, als er sich seine Beanie in die Stirn zieht und losmarschiert. Sein erstes Ziel ist ein kleiner Platz, umgeben von Bäckereien, Cafés und Restaurants. Hier beginnt Cem mit seiner Mission: Er schiebt die rechte Hand in den Rucksack auf seinem Rücken und schleudert eine Handvoll Körner über das Kopfsteinpflaster. Unauffällig und routiniert. Noch bevor die Staubwolke auf seine Schultern und Schuhe niederrieseln kann, verstreut sie ein kräftiger Windzug: Cems Schützlinge kommen an das Buffet geflattert.

Aus: Wiebe Bökemeier: "Wir, 'Kinski' und ich. Alltag im Ausnahmezustand. Im Porträt: Menschen mit psychischen Erkrankungen" (Pestalozzi-Stiftung Hamburg 2019) 12,90 Euro, ISBN 987-3-00-063467-3, Bestellungen im Einzelhandel und über info@pestalozzi-hamburg.de

Sie sehen keinen Tierfreund,
sie sehen einen Kriminellen

Die Stadtauben sind seit Jahren auf ihn konditioniert. Pünktlich zur Morgendämmerung versammeln sich Dutzende von ihnen auf Fenstersimsen und Dächern und warten auf ihren Wohltäter. Die Anwohner, Cafésbesitzer und Kioskverkäufer sehen in Cem aber keinen Tierfreund, wenn er seine Futterrunden dreht. Sie sehen einen drahtigen Typen, ganz in Schwarz gekleidet, mit Dreitagebart und gehetztem Blick. Sie sehen einen Kriminellen, der ihnen mit den Tauben – und deren Kot – die Kundschaft vergrault. Cem besucht die Vögel dreimal täglich, 365 Tage im Jahr. Dabei kann ihn jedes Körnchen bis zu 5.000 Euro Bußgeld kosten: Taubenfüttern ist in Hamburg kein Kavaliersdelikt, es wird strafrechtlich verfolgt. Mehrmals haben sie ihn schon angezeigt, mehrmals kam die Polizei, während er seine Schützlinge versorgte. „Ich weiß ja, dass ich es nicht darf“, erklärt er mit leiser,

„Ich will ja auch nichts Verbotenes tun.
Aber meine Babys brauchen mich!“

sonorer Stimme, während die Tauben um ihn herumhüpfen, gurren und flattern, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. „Und ich will ja auch nichts Verbotenes tun. Aber meine Babys brauchen mich!“, sagt Cem und drückt seine Hände wie im Gebet vor der Brust aneinander. „Wie kann es verboten sein, etwas Gutes zu tun?“

Mittlerweile drohe ihm sogar Gefängnis, gibt er zu. Und davor habe er eine riesige Angst. Nicht weil er dann eingesperrt werde, sondern weil er die Tauben dann nicht mehr füttern könne. „Sie verhungern dann!“, ruft er. „Was werden meine Babys denken, wenn ich im Knast lande und nicht mehr komme?“ Im nächsten Augenblick lächelt er liebevoll: Eine humpelnde Taube mit verkrüppelten Krallen hat ein paar Körner ergattert. Er sagt zufrieden: „Um die habe ich mir schon Sorgen gemacht.“ Charly springt an der Leine auf und ab, er will weiter. „Jaja, und dich will ich genauso wenig allein lassen“, murmelt Cem und lässt sich mitziehen.

Die Sache mit dem Hund war eigentlich anders gedacht. Als Cem vor einigen Monaten seiner Betreuerin Anne von der Pestalozzi-Stiftung Hamburg von dem Straßenhund aus Rumänien berichtete, hegte sie die Hoffnung, der Hund würde seine Vogelbesuche eindämmen. Vor vier Jahren beschränkte sich Cems freiwilliger Kontakt auf die Tauben.

Menschen ging er aus dem Weg. Seit Anne ihn einmal die Woche trifft, um zu reden und ihn zu unterstützen, ist der 50-jährige motivierter, unter Leute zu gehen. Mittlerweile übt Cem ein Ehrenamt aus: Jedes Wochenende besucht er eine alte Dame im Altersheim und verbringt einige Stunden mit ihr. Diesen Termin vergisst er nicht, weil Anne ihm, für eine bessere Selbstorganisation, einen kleinen Kalender kaufte. In diesem dokumentiert Cem nun akribisch sein Leben. Dabei trägt er eine Brille, die er, nach einem jahrelang aufgeschobenen Augenarzttermin und verschwommener Sicht, mit Annes Hilfe aussuchte.

Der wichtigste Schritt war für Cem, dass seine Betreuerin für ihn eine neue Psychiaterin fand. Mit der vorherigen sei er nicht klargekommen, erklärt Anne. Genau wie mit den Medikamenten, die er damals einnahm. Cem habe dies aber, um dem Psychiater nicht vor den Kopf zu stoßen, nicht angesprochen, so Anne. Der Arztwechsel sei für ihn besonders wichtig gewesen, denn er traue sich nicht gern, klare Ansagen zu machen.

Außer für Charly. Für den kämpfte er. Nun sei der Hund für Cem Fluch und Segen zugleich, fasst Anne das Dilemma ihres Klienten zusammen. Cem habe ständig Angst, dass Charly die Menschen verschrecke oder sie sich sogar belästigt fühlten. „Zu Unrecht“, sagt seine Betreuerin. Die anderen Klienten freuen sich, wenn sie Charly treffen. Er ist ein Türöffner. Über ein Streicheln entsteht Kontakt, auch wenn manch einem die Worte fehlen.

Dieser Teil von Annes Plan ging auf. Der andere, nämlich die Tauben aus Cems Fokus zu rücken, nicht. Zu Cems Freude entpuppte sich auch Charly als Taubenfreund. Weder bellt er sie an, noch verjagt er sie. Stattdessen zieht er nun gemeinsam mit seinem Herrchen los. In der Wohnung ist es, seit der Hund dort wohnt, leerer. Die Tauben bleiben, zumindest meistens, vor der Tür. Zuvor hatte Cem immer

wieder Vögel bei sich aufgenommen. Verletzte, verfrorne, verhungerte. Er polsterte ihnen Kartons mit Handtüchern aus, damit sie sich ausschlafen konnten, und päppelte sie mit Futter auf. Zeitweise lebten bis zu zwölf Tauben in seiner Zweizimmerwohnung. Nachbarn beschwerten sich immer wieder. Cem drohte aus der Wohnung zu fliegen. Zurzeit ist es ruhig an der Nachbarschaftsfront. „Ein Hund gefällt denen halt besser als die Tauben“, erklärt Cem und zuckt mit den Schultern.

Nur eine machte sich die Mühe, Cem ein bisschen näher kennenzulernen. Eine Nachbarin vertraute ihm ihre Katze an, während sie verweist war. Für den Gefallen war sie ihm dankbar. Was sie bis heute nicht ahnt: Auch sie tat ihm einen Gefallen, indem sie ihr Haustier bei ihm einquartierte. Zu dieser Zeit ging es Cem schlecht.

Und eines Tages stand er im Fensterrahmen seiner Wohnung, mit dem festen Willen zu springen. Doch nicht Cem sprang. Die Katze tat es. Sie hopste neben ihn auf die Fensterbank und schmiegte sich schnurrend an seine Wade. Da überlegte Cem es sich anders. Um ihretwillen, betont er: „Was wäre sonst aus der Kleinen geworden? Sie hätte Hunger leiden müssen, bis ihr Frauchen wiedergekommen wäre. Das hätte ich nicht ertragen können.“

Cems Lachfalten machen Zornesfalten Platz.
Er stößt zwischen gebleckten Zähnen hervor:
„Wissen Sie, ich könnte leben wie ein König!“

Auch Charly und die Tauben verlängern immer wieder Cems Leben. Für sie steht er auf, für sie geht er aus dem Haus.

Dass Charly nur noch etwa acht bis zehn Jahre zu leben habe, sei ihm bewusst, betont er. Ein Hundeleben sei eben kurz. Trotzdem hätte Cem es am liebsten, wenn sein Charly direkt neben seinem eigenen Grab beerdigt werden könnte. Doch daraus werde wohl nichts, so Cem. Er selbst müsse wohl noch länger durchhalten. Da seien ja noch seine Babys und deren zukünftige Nachkommen, die ihn brauchten.

Würde die Gesellschaft Cem auch verrückt finden, wenn er sich so für Eichhörnchen oder Igel einsetzen würde? Der Grund für die Ablehnung der Menschen liege schlicht an der Spezies, erklärt Cem: „Viele ekeln sich vor Tauben, ziehen die Köpfe ein, wenn sie vorbeiflattern, und bezeichnen sie als Ratten der Lüfte.“ Dabei seien auch sie fühlende Wesen, nur eben mit einem schlechten Ruf.

Cem kam durch einen Zufall auf die Taube, we-

nige Monate nachdem er psychisch erkrankte. Nach einem dreimonatigen Klinikaufenthalt in der geschlossenen Psychiatrie ging er in einen Supermarkt. Davor saß eine Obdachlose mit ihrem Hund. Er wollte beiden spontan etwas Gutes tun und schenkte ihr Hundefutter. Die Frau bedankte sich und zeigte auf die Tauben auf dem Parkplatz: „Sieh mal, die haben auch immer Hunger ...“ Nicht ahnend, dass dieser kurze Satz Cems Leben verändern würde. Der Anblick dieser Handvoll Tauben, zerrupft, abgemagert oder lethargisch, habe ihn so tief im Inneren berührt, erinnert sich Cem, wie es schon lange Zeit nichts und niemand geschafft habe. Noch am selben Tag adoptiert er die Tauben in seinem Viertel. Für diese neue Familie bricht er mit seiner eigenen, die für diese Aufgabe kein Verständnis aufbringt. Das seien halt keine modernen, sondern traditionelle und engstirnige Menschen, erklärt er, in deren Kultur weder psychische Krankheiten noch Tierliebe existieren.

Cems Lachfalten machen Zornesfalten Platz. Er stößt zwischen gebleckten Zähnen hervor: „Wissen Sie, ich könnte leben wie ein König! Meine Familie ist reich. Ich habe selbst eine gute Ausbildung, habe studiert, in meiner Heimat Wien als Jurist gearbeitet und gutes Geld verdient.“ Dann schaut er zu den Tauben. Seine Miene wird wieder weich, und er sagt kaum hörbar: „Aber das ist heute nicht mehr wichtig. Das hat keinen Platz mehr in meinem Leben.“ Cem hat Eltern, einen Sohn, eine Ex-Frau, Onkel, Tanten, Neffen. Der Kontakt reduzierte sich bereits auf ein Minimum, als er psychisch krank wurde.

Warum und wie seine Krankheit begann, verrät er nicht. Die Gründe seien zu krass, zu traurig, zu unglaublich. Damit wolle er niemanden erschrecken. Er schildert nur wenige Momentaufnahmen aus seinem früheren Leben. Er spricht über seinen besten Freund, der so lieb, schön und einzigartig wie ein Engel gewesen sei und der an dem Tag starb, als er Cem einen Überraschungsbesuch abstatten wollte. Er beschreibt seinen Neffen, um den er sich Sorge, weil er, wie er selbst, so ein weiches Herz habe. Und er erzählt von seinem Sohn, den er vor einigen Monaten in der Türkei besuchte, um sich zu vergewissern, dass er nach Abschluss seines Architekturstudiums weiterhin ohne seinen Vater klarkommt. Dabei schwingt Stolz in seiner Stimme mit.

„Ich habe meinen
Glauben verloren.“

Cem zog sich nicht nur von seiner Familie zurück, er trennte sich auch von etwas, was untrennbar mit ihr verbunden ist: dem Glauben. Seine Verwandten seien praktizierende Muslime, erklärt er. Und damit komme er nicht mehr klar. „Ich habe meinen Glauben verloren“, sagt er. „Wo es keinen Platz für Menschen wie mich gibt, gibt es keinen Gott.“ In seiner Religionsgemeinschaft habe es keine wahre, reine Liebe gegeben. Hunde, Katzen, Hühner: Während seiner Kindheit in der Türkei seien alle Tiere für das Gebet aus dem Haus getreten worden, anstatt sie ins Gebet einzuschließen. „Tut man so etwas? Will Allah das so?“, fragt Cem. Charly stellt die Ohren auf, legt den Kopf schief und lauscht seinem Herrchen aufmerksam. Cem schüttelt den Kopf, seine Stimme wird lauter, die Adern an seinem Hals treten hervor. Plötzlich spricht er voller Wut über die Türkei und schimpft über Staatsoberhaupt Erdogan. Ein verlogener Kapitalist sei der, einer, der Journalisten einsperre und Europa verarsche

Einige alleinstehende Frauen scheinen Cem unstillbares Bedürfnis, die Vögel zu bemuttern, eher als heilbaren Tick zu betrachten.

und infiltrierte, sagt er. Der zuvor schüchterne, vorsichtige Cem zeigt sich für einen kurzen Moment als kritischer Beobachter der arabischen Welt und als leidenschaftlicher Unterstützer der Demokratie. Als sich die Leute auf der Straße nach ihm umdrehen und interessiert zuhören, verstummt Cem abrupt. Statt mit ihnen ein Gespräch zu beginnen, zieht er die Schultern hoch und die Mütze ins Gesicht und biegt hastig mit Charly auf eine menschenleere Wiese ab.

Weder für seine Meinung noch für das Versorgen seiner Babys wolle er sich rechtfertigen, stellt Cem klar. Und er wolle erst recht keinen Kontakt zu Menschen. Vor allem nicht zu fremden. „Männer spüren“, sagt der 50-Jährige, „dass ich mit ihnen, den Machos, nichts zu tun haben will.“

Und die Frauen? „Ich habe generell kein Interesse an Freundschaften oder Beziehungen“,

wiegelt er schnell ab. Er werde aber seit einiger Zeit häufiger von Passantinnen angesprochen, was er sich nicht erklären könne. Dabei geht der Grund für das Interesse brav bei Fuß. Die Frauen sehen einen Mann, der mit seinem Hund, der wie ein kleiner Fuchs aussieht, spazieren geht, ihm über den Kopf streicht und mit freundlicher Stimme lobt. Einen sympathischen Mann mit ebenmäßigen weißen Zähnen, Lachfältchen um die Augen, mit V-Shirt, abgewetzter Lederjacke, Röhrenjeans, Chelsea-Boots und Eastpak-Rucksack, der wie ein einsamer Wolf durch das Viertel zieht.

Prompt folgt der Beweis. Cem zuckt zusammen, als er die Frau hinter sich entdeckt, die mit einem kleinen Mischling Gassi geht. Sie trägt lilafarbene Hosen, eine bunt bestickte Weste und große Creolen, die zwischen ungekämmten Locken baumeln. Sie lächelt. Cem schaut auf den Boden und wechselt schnellen

Schrittes die Straßenseite. Die Frau tut es ihm gleich. Sie lächelt wieder, als sich Cem unruhig zu ihr umsieht. Dann dreht er ihr konsequent den Rücken zu, während die Frau ihn zu umrunden versucht, um Augenkontakt herzustellen. Als das nicht gelingt, gibt sie auf und zieht ihren Hund über den Gehweg in die entgegengesetzte Richtung.

„Das meine ich“, sagt er. Seine Stimme hat einen verzweifelten Unterton. „Und dann hätte sie im schlimmsten Falle noch gefragt, ob sie mich auf einen Kaffee einladen dürfe. Und dann hätte sie ins Kino gewollt. Und ins Restaurant.“

Das sei das Problem, so Cem, er habe für solche Situationen keine Kraft und wolle niemanden mit einem Nein verletzen. Nicht einmal sein Taubenfüttern schrecke die ab, wundert er sich. Einige alleinstehende Frauen scheinen Cems unstillbares Bedürfnis, die Vögel zu bemuttern, eher als heilbaren Tick zu betrachten. Ein weiteres Problem sei, so Cem, dass er Kaffee und Kino für die Damen nicht bezahlen könne. Er bringt den größten Teil seiner Erwerbsminderungsrente dafür auf, die Tauben satt zu kriegen.

Mit zwölf Kilo Vogelfutter am Tag bleibt im Rucksack kaum Platz für Lebensmittel. Auf seinem eigenen Speiseplan stehen Brot ohne Belag und Nudeln oder Reis mit Ketchup. Die einseitige Ernährung bescherte ihm vor eini-

gen Monaten Mangelerscheinungen wie bleierne Müdigkeit und Magenprobleme. Seitdem isst er einmal in der Woche Fischstäbchen dazu, um genügend Kraft für die Tauben und für Charly zu haben.

Auf die Frage, was denn geschehen würde, wenn eine Frau ihn ihrerseits einladen würde, winkt Cem vehement ab. Das, betont er, käme für ihn niemals infrage. Warum das so ist, klärt er erst auf, nachdem die Tauben versorgt und der Rucksack zu einem Drittel leer ist – der Rest muss noch für zwei weitere Fütterungen an diesem Tag reichen. Cem verschwindet auf dem Heimweg wortlos in einem Café und stellt sich in die Schlange am Tresen. Charly, der draußen bleiben muss, bellt laut und fordernd. Cem hält das Kläffen tapfer aus und kommt mit zwei dampfenden Kaffeebechern wieder heraus. „Nur so gehört sich das“, erklärt er lächelnd, „ich bin schließlich Türke.“

Wir,
„Kinski“
und ich

Alltag im Ausnahmezustand
Im Porträt: Menschen mit psychischen Erkrankungen

WIEBE BÖKEMEIER